

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Carl Josephy
Autor: O.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575162>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum Bildnis der Maria Sibylla Merian.

Das liebenswürdige Bildnis der Blumenmalerin Maria Sibylla Merian in der Basler Kunstsammlung ist ein Werk ihres Stiefbruders Matthäus, der als junger Maler und Kavalier in England mit Anton van Dyck zusammentraf und sich dessen elegant manierierte Porträtkunst zum Vorbilde nahm. Der Vater beider, Matthäus Merian der Ältere, der Sohn eines Basler Ratsherrn, hatte sich einen Weltruf als geschickter und überaus fruchtbare Kupferstecher erworben und eine bedeutende Kunsthandlung in Frankfurt begründet. Maria Sibylla wurde 1647 zu Frankfurt geboren und verlor bald den Vater. Die Mutter heiratete in zweiter Ehe den Blumenmaler Jakob Murel oder Marrel, und die Tochter erhielt bei einem seiner Schüler, Abraham Mignon, Unterricht in der Malerei. Sie warf sich mit ausgesprochener Vorliebe auf die Darstellung von Insekten und Blumen und verwendete ihre feingebildete Beobachtungsgabe zur wissenschaftlichen Erforschung, sodaß ihre Leistungen von ebenso großer künstlerischer wie wissenschaftlicher Bedeutung sind. Schon als kleines Mädchen pflegte sie Käfer und Raupen zu sammeln und sich für deren wunderbare Verwandlungen zu interessieren. Sie erlernte die lateinische Sprache, um das Studium gründlich betreiben zu können, und gab als erste zusammenhängende Arbeit ein zweibändiges Werk „Der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blumennahrung“ (Nürnberg 1679—1683) heraus, zu dessen Illustration sie selbst die Zeichnungen und Stiche ge-

liefert und einzelne Exemplare mit eigener Hand koloriert hat. In späteren Jahren zog sie mit ihrer Mutter und zwei Töchtern nach Holland, infolge einer unglücklichen Ehe mit dem Maler Andreas Graf, und lebte daselbst ihren Studien, draußen in der stillen Natur, auf dem Schlosse Bosch in Westfriesland. In Holland lernte Sibylla die exotische Fauna und Flora kennen, und der Reichtum dieser neuen Welt wirkte derart auf sie ein, daß sie im Jahre 1698, zweifundfünfzig Jahre alt, in Begleitung einer Tochter die mühsame und strapazienreiche Fahrt nach der holländischen Kolonie Surinam unternahm und daselbst während zwei Jahren das Material zu einem weitern bilderreichen Werk «Metamorphosis insectorum surinamensium» zusammensuchte. Das Werk erschien zu Amsterdam im Jahre 1705, und die Originalzeichnungen finden sich heute zum größten Teil im Kupferstichkabinett des kgl. Gemälde- und Bildhauermuseums zu Kopenhagen. Die Künstlerin starb 1717, dreißig Jahre nach dem Bruder, der sie in jugendlicher Unmut und Frische porträtiert hatte. Das liebliche Gesicht verrät den aufgeweckten Verstand und den Trieb nach ernstem Wissen, und die elegante Pose zeigt uns die Dame von Welt, die mit angeborener Grazie Pinsel und Zeichenstift zu führen verstand. Auch ihre Jugendshönheit ging dahin; denn ein zweites Bildnis der Maria Sibylla Merian im Basler Museum aus späterer Zeit ist weniger ansprechend und ohne den fesselnden Reiz der Erscheinung.

Paul Ganz, Basel.

Carl Josephy,

gest. den 28. Juni 1906.

Er, der sein Bestes gegeben hat im persönlichen Umgang und in der Schule, darf auch seinen Platz beanspruchen im vielstimmigen Chor der deutschen Poeten und Schriftsteller. Freilich empfand er große Scheu, seine Sachen an die Öffentlichkeit zu bringen, und doch wieder, wenn eines der Kinder seiner Muse in die Welt hinausging, freute er sich und bekam er Mut, ihm weitere folgen zu lassen. Leider nur zweimal hat der Erzähler Carl Josephy sich zur Buchausgabe entschlossen; andere seiner Erzählungen aber sind da und dort in Zeitungen und Zeitschriften erschienen, von seinen Dichtungen die eine und die andere in unserer „Schweiz“¹⁾. Nachdem Carl Josephy in der seither eingegangenen „Schweizerischen Rundschau“ mit der feinsinnigen Novelle „Entfagung“ und dem tieferschüttenden sozialen Roman „Vergeblich geopfert“²⁾, sowie mit der Charakterstudie „Der Pechvogel“ im „Schweizerischen Familien-Wochenblatt“³⁾ debütiert hatte, trat er auf den Plan mit einem vorwiegend psychologischen Roman, nach der Hélène in „Hélène“ beitelt⁴⁾, wie schon die Gänsefüßchen verraten, nicht ohne Beziehung auf die belle Hélène, die „illustre Naumenschwester aus dem grauen Altertum“. Direkt an eine Übertragung der alten Sage in ein modernes Milieu möchte man denken, an eine Vertiefung und Modernisierung des Problems auf Grund des Goetheschen:

Ihr steht ins Leben uns hinein,
Ihr läßt den Armen schuldig werden;
Dann überläßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden —

Wie jene Hélène dem schönen Prinzen nach Troia folgte, um schließlich wieder ihrem ersten Gatten anzugehören, so tritt in unserm Roman zwischen die Gatten ein dritter. Der edle

¹⁾ Vgl. „Die Schweiz“ VI 1902, 167 f. 592, VIII 1904, 95 f. und in diesem Jahrgang S. 48, 148, 200. — ²⁾ Vgl. „Schweiz. Rundschau“ VI 1896, 397—408 und S. 577 ff.; vgl. auch VII 1897, 196 f. „Frühlingslied“ nach Horaz carm. I 4: «Solvitur acri hiems . . .» — ³⁾ XVI 1896/97. — ⁴⁾ „Hélène“, Roman von Carl Josephy. Bern, Neukomm & Zimmermann, 1897. Geb. Fr. 4.—.

Gatte gibt das Weib frei zu neuem Bunde; doch „alle Schuld rächt sich auf Erden“. Jetzt wird sich das Weib bewußt, daß es den Mann, dem es vom andern hinweg zugestrebt, nie wahrhaft geliebt, daß es vielmehr keinen Augenblick aufgehört hat, den ersten Gatten zu lieben; ihr neuer Gatte, dessen innergeworden, sucht ihr als Entschädigung für das verlorene Lebensglück das Leben einer Fürstin zu bieten, bis er mit verbrannten Flarosflügeln zur Erde stürzt und da erkennt, daß er nur für seine Schuld dem Freunde gegenüber führt, indem er aus dem Leben scheidet. Ein Engel vom Himmel führt die Getrennten zusammen — das Kind, das der ersten Ehe versagt geblieben. — Josephy gibt sich uns auf Schritt und Tritt als feinen Beobachter des menschlichen Lebens, der aus einem reichen Vorrat der Erfahrung schöpft und tiefe Blicke tut in den komplizierten Mechanismus des menschlichen Herzens; er läßt es bluten, aber er legt Balsam auf die Wunde; er läßt die Tränen fließen, aber er trocknet sie wieder. In *medias res* führt er uns hinein; anschaulich, ohne Ueberschwang ist seine Schilderung, unverkennbar das Bemühen, sich streng an die Wirklichkeit zu halten; aber mag uns manches in der Darstellung sachlich-nüchtern anmuten, so überraschen wieder, durchs ganze Buch verstreut, poetische Schönheiten und treffliche Lebensweisheiten, Früchte eigener Reflexion, die zum Nachdenken anregen. „Der Dichter hat die herrliche Aufgabe,“ schreibt Kurt in sein Tagebuch, „die Natur so darzustellen, als sei sie erst für ihn geschaffen und zum ersten Mal von ihm geschaut worden. Hier haftet mein Blick und saugt aus der blauen Welle die Erinnerung an längst verklungene Märchen, dort wirft der sonnenbeschienene Gletscher mit dem funkelnden Sonnenstrahl zugleich den Gedanken an die Göttlichkeit des Weltganzen in meine Brust . . .“ Da ist dieser Kurt von Sautier, eine durchaus innerliche, sensible, ja sensitive Natur, ein Idealist, ein Träumer von Kopf zu Fuß, der „nicht immer dichten, aber alles als Dichter betreiben“ möchte, der erst unter der rauhen Hand des Schicksals sich zum Manne auswächst. Sein Gegen-

stück ist Franz Evers, eine kräftige, energische Natur, von der stets „der Hauch der schaffenden, rührigen Welt“ ausgeht. Bezeichnend ist der beiden Verhalten beim Vorfall ob dem Rüttli, bei der Gefahr des alten Herrn, Helenens Vater. Franz, in seinem praktischen Sinn, hat die gefährliche Situation mit einem Blick erfasst und leistet taikräftige Hilfe, während Kurt wie gelähmt an allen Gliedern dasteht und immer nur die liebliche Erscheinung des Mädchens betrachtet. Beide Freunde haben damals Feuer gefangen; doch kann der arme Doctor iuris nicht in die Schranken treten mit dem reichen Erben und „wie auf der Flucht vor einem schrecklichen Verhängnis“ ist er auf- und davongegangen. Bei Kurt und Helene aber hat die Liebe eingeschlagen wie ein zündender Blitz, eine Liebe, die einer Hypnose gleichkommt, der man sich nie und nimmer wieder ungestraft entziehen kann; ungleiche Pole sind es, die sich anziehen, konträre Naturen — aber es will nicht zum Einflang kommen. Helene, die ähnlich, wie Kurt der energische Vater durch vorzeitigen Tod entrissen worden, gerade in den Jahren, wo auf die weibliche Entwicklung die Mutter von größtem Einfluss zu sein pflegt, diese hatte entbehren müssen, war zu einem eigentümlichen Doppel Leben emporgewachsen: ihr Sinn war aufs Praktische gerichtet; aber daneben hatte sich unbemerkt eine phantastische Schwärmerie bei ihr ausgebildet; hatte doch ihr Vater nicht bedacht, „dass das süße Gift der Schwärmerie im Werther wirksamer und nachhaltiger sei als in den Romanen der Gartenlaube“. So stand sie gewissermaßen auf der Lauer nach dem Außerordentlichen und brachte dieses natürlich mit der Liebe in Zusammenhang. Und nun, wie wenig entsprach das Bild, das sie sich von der Ehe gemacht hatte der Wirklichkeit! Sie hatte gewünscht, sich in der Hauswirtschaft und in der Leitung der Dekonomie zu betätigen: das ward mit einem Scherz von der Hand gewiesen; sie darf nicht die Repräsentantin des Hauses sein; denn sie leben zurückgezogen für sich; schließlich lässt sie ihr Gatte auch nicht teilnehmen an seinen Arbeiten und Plänen. Fröhlichen Kampf sieht sie überall um sich, nur ihr Leben bleibt ohne Inhalt; „hätte sich wenigstens die vermischte Bärtlichkeit des Gatten in einem Kinde wiederfinden lassen!“ So wird sie durch eine Verletzung innerer und äußerer Verhältnisse Franz Evers in die Arme getrieben, der in ihrer Erinnerung stand als „ein Muster edler, in sich gefesteter Männlichkeit“, bei dem sie alles fand, was sie an Kurt so schmerzlich vermisste. Ein grandios geschilderter Schneesturm an der Ostsee steht in Verbindung mit der Katastrophe — Doch weiter sei nichts verraten, bloß noch der Schalkhaftigkeit und des Humors gedacht, die hier und da durchbrechen, nicht zum wenigsten in der Zeichnung der beiden alten Herren, des schüchternen, heimlich dichtenden Dorfchulmeisters Reck und des sein Junggesellentum fanatisch verteidigenden Onkels Groterjahn, mit der Nase, die jeder Beschreibung spottet, einer ganz besondern Spezies des Genus Homo sapiens; bei all seinen Wunderlichkeiten ist er ein ausgezeichneter Menschenkenner, doch wiederum als alter Hagestolz „kein Kenner des weiblichen Herzens, der gute Onkel Groterjahn“ — ein Gegenstück zu Reuters „Onkel Bräsig“! Auch ein lyrischer Egruß steht in Kurts Tagebuch, er bilde eine Würze dieser Besprechung.

Weggis, den 27. Juli.

Die Wellen rauschen geschwängig
Zu mir ins Fenster herein,
Erzählen von alten Zeiten
Und lullen in Träume mich ein.
Der Himmel mit dichten Wolken



Dr. phil. Carl Josephy (1859—1906).

Hat seine Augen verhängt;
Ein einziger Strahl des Mondes
Sich noch in den Wellen fängt.
Die Nixen im Wasser streiten
Sich um den bleichen Strahl,
In seine glitzernde Nähe
Sie eilen allzumal.
Indessen wandert die Wolke
Gelassen dem Gipfel zu —
Ver schwunden sind Strahl und Nixen
Wie Geister spuk im Nu.
Nur ihre geschwängigen Zungen
Erklingen zu mir noch herauf,
Sie melden vom Menschenleid
Von der Menschen Lebenslauf:
„Auch wir, wir haben gekostet
Den Kelch des Lebens einmal
Und trauften vom perlenden Schaume
Uns Glück, von der Neige uns Qual.
Im Herbstwind fallen die Blätter
Gleich braun und gleich trocken herab —
So sinkt ein Geschlecht nach dem andern
Und eins wie das andre ins Grab.
Und wie ihr achlos zertretet
Der Bäume einst prangendes Laub,
So werden der Enkel Füße
Zertreten eueren Staub.
Was rühmet ihr euch mit Weisheit,
Mit Tugend und eitlem Glück?
Von euren Träumen und Taten
Bleibt keine Spur zurück . . .“
So dringen der Nixen Worte
Herauf an mein lauschendes Ohr,
Ich aber schaue stunnend
Zum dunkeln Himmel empor.
Da teilt sich wieder die Wolke,
Gibt Raum des Mondes Schein,
Und diesmal dringt er zitternd
Auch mir ins Herz hinein . . .

Der Anarchist und andere Erzählungen machen den Inhalt des zweiten Bändchens unseres Autors aus⁵⁾. Niemand lasse sich durch die ungemütliche Ueberschrift vor Ankauf und Lektüre warnen! In der ersten der vier Erzählungen mit dem gegen des Verfassers Willen etwas zu sensationellen Titel ist beileibe nicht die Rede von einem Bombenmann, sowohl als die sogenannten „Anarchisten“ eine Rolle spielen im John Henry Mackays also überschriebenem Zeitgemälde. „Der große Christoph“ ist vielmehr ein seelenguter, ja, der edelste Mensch von der Welt. Allerdings kennt er „jenes merkwürdige Buch eines einsamen Denkers, das Gott und die Welt, Autorität und Religion, Staat, Familie und Gesellschaft verneint, um an die Stelle aller gesellschaftlichen Formen den einzelnen zu setzen, der in absoluter Freiheit sich zur Vollkommenheit erzieht“ (Max Stirner, Der Einzige und sein Eigentum). Allerdings melden nach der Katastrophe die Zeitungen von einem „notorischen Anarchisten“. Der Roman könnte aber ebenso gut den harmlosen Titel „Vergeblich geopfert“ führen (den er in der „Schweiz. Rundschau“⁶⁾ trug), indem neben dem großen Christoph ein Weib in den Vordergrund tritt, an dem sich gleichfalls die düstere Tragik der Verhältnisse vollzieht, sodaß es sich vergeblich zum Opfer bringt. Wir versagen uns ein näheres Eingehen auf die erschütternde Tragödie: eine moderne Streitgesichts ist es, die sich in ein soziales Drama umgießen ließe, das wohl bestände neben Arnold Ottis „Untergang“. Beiläufig bemerkt, dramatische Entwürfe haben vielfach unsern Dichter beschäftigt, und bezeichnenderweise ersah er sich u. a.

⁵⁾ Wiederum Bern, Verlag von Neukomm & Zimmermann, 1901.
⁶⁾ „Schweiz. Rundschau“ VI 1896, 577 ff.

Spartacus zum Helden eines Dramas, den hochbegabten Führer im dritten Sklavenkrieg, dessen Kühnheit und Erfolge Rom erzittern machten⁷⁾. — Dem „Anarchisten“ stellt sich als zweitgrößtes Stück des Bändchens „Ein Märchen vom Glück“ an die Seite. Neid, hämische Verkleinerungslust und Philistertum sind es, die allzeit unser Glück beeinträchtigen, hier im Märchen durch Schlehdorn und Bovist, einen Giftpilz, personifiziert. „Das Glück gibt es nicht, mein guter Hans,“ verrät der weise alte Fuchs. „Es ist nicht eingestaltig, wie die Bäume und Sterne sind; es ist nicht außer uns, sondern es liegt in uns, wie das Samenkorn im Winter im Boden ruht; aber der warme Sonnenstrahl lockt das eine zum Leben, während das andere verfault. Das Glück ist vielgestaltig wie die Luft, die bald im Sonnen schimmer er glänzt, bald uns den Atem bedrückt als häßlicher Nebel, bald sich zu finstern Gewitterwolken ballt. In jedem Lebensalter ist es verschieden und jedem Menschen ein andres. In der Jugend sind es die Träume, dann ist es die Liebe, später die Arbeit und zuletzt dem, der den Segen voll genießt, die Kunst. Keinem wird die Kunst das Glück geben, der nicht durch Arbeit und Liebe gegangen...“ — Als „ein Meisterstücklein psychologischer Kunst“ ist die Novelle „Entsagung“ bezeichnet worden, und an letzter Stelle steht im Buche eine Skizze „Zwei Freunde“, die im Motiv an den Roman „Helena“ erinnert. Die Skizze war zunächst den Lesern des „N. Winterth. Tagbl.“ geboten worden, das außerdem von Josephy noch eine kürzere Erzählung „Wiedersehen und Wiederfinden“ und eine längere „Der neue Kirchturm“ weiteren Kreisen mitteilte — die längere, ganz in der obotritischen Heimat des Verfassers sich abspielend, „hoch oben im Norden des deutschen Vaterlandes...“ ist von Anfang zu Ende von einem feinen Humor getragen. Auffallen mag, daß der so witige Mann in seinen Erzählungen sonst fast überall den ernsten Ton anstieß — mußte er doch, wie Fritz Reuter ein Mecklenburger Kind, 1859 zu Schwanen geboren, gerade diesem in manchem sich verwandt fühlen, wie ihn mit dem Humoristen Wilhelm Raabe mehr als eine bloße Neigung verband: zum siebzigsten Geburtstag von Meister Corvinus hielt er denn auch an der vom Lesezirkel Höttingen veranstalteten Feier die Festrede, und eine besondere Genugtuung war es für ihn, als Raabe ihm selber die Ehrengabe in finniger Weise dankte. Josephys sprudelnder Witz fand dafür seinen Ausfluß in zahllosen Knittelversen mit originellen, noch nie gehörten Reimen, wie er sie bei geselligen Anlässen zum besten gab.

Auf die philologischen Arbeiten des Dr. phil. Carl Josephy gehen wir hier nicht ein; nur sei noch erwähnt, daß er sich gerne und immer wieder in Nachdichtungen versuchte. „Lesbia“ sollte eine Art historischen Romanes werden; die in die Erzählung verflochtenen Liebeslyrik Catulls hat im achtten Jahrgang unserer Zeitschrift Aufnahme gefunden. So-

⁷⁾ Andere Titel von Dramen, die Josephy im Geiste entstehen sah, deren Entwurf und Ausführung mehr oder weniger weit gediehen, sind „Sühne“, „Das Fidelcommiß“, „Der Apostel“ u. s. w.

pholles’ Elektra in Nachdichtung erschien 1903⁸⁾), eine metrische Übertragung von des gleichen Dichters „König Didipus“ liegt beinahe vollendet im Manuskripte vor; des weiteren verglich er die Bearbeitungen der Medea-Tragödie durch Euripides und Grillparzer⁹⁾. Zumal hat sich aber unser Freund mit Pindar befaßt und sozusagen alle Oden des Griechen in deutsche Verse umgegossen, trotzdem sie der Uebersetzung größte Schwierigkeiten entgegenstellen. Ihm schweben drei Bücher vor, in denen er Homer und das Epos, Pindar und die Lyrik, Aischylos und das Drama behandeln wollte. Dann wieder gedachte er sich in erster Linie und speziell der Lyrik aller Völker zuzuwenden und ein Buch zu schreiben „Zur Ästhetik und Geschichte der Lyrischen Poesie“; der überaus weitsichtige Plan zum ganzen Werk liegt vor und ausgeführt der Aufsatz „Pindar und das Gesetz der Lyrik“. — Doch, was für hochfliegende Pläne hatte nicht unser Freund? Was ging ihm nicht alles durch den Kopf? All seine Entwürfe zur Reise zu bringen, dazu hätte das längste Menschenleben nicht ausgereicht! Von des Mannes Vielesigkeit, von seinem Seelenadel sprachen ja die warmen Rekroze, die seinem Tode folgten¹⁰⁾. Wir freuen uns dessen, was er uns gewesen und was er uns hinterlassen, und schließen hier mit den schönen Versen, die der treuen Gefährtin seines Lebens galten:

Wie den Sonnenstrahl die Rose,
Die von seinem Kuß erglüht,
Wie den Zephyr liebt die Rose
Winde, die am Raine blüht,
Wie der Nar des Lichtes Quelle,
Der er stolz entgegenstrebt,
Wie die Lerche liebt die helle
Lust, in der sie jauchzend schwebt:
Also lieb' ich dich!
Lieb' dich, wie im jungen Rausche
Liebt der Knabe seine Maid,
Wenn zum ersten Kusstausche
Sie die roten Lippen beut,
Liebe dich, als ob die Liebe
Allen Menschen längst entschwand
Und mein Herz allein nur bliebe,
Wo sie eine Zuflucht fand....

O. W.

⁸⁾ Elektra von Sopholles. Eine Nachdichtung von Dr. Carl Josephy Lehrer an der Höheren Töchter schule in Zürich. Zürich, Schultheß & Co., 1903. — ⁹⁾ Vgl. die literarische Beilage z. Programm der Höheren Töchterschule der Stadt Zürich, Schuljahr 1904/5. — ¹⁰⁾ Rekroze erschienen in der „N. B. B.“ vom 5. Juli 1906 (Dr. Hans Bodmer), in der „Zürcher Wochen-Chronik“ VIII 1906 Nr. 27 S. 215 f. (Prof. Dr. Wilh. von Wyh), in der „Schweiz. Lehrerzeitung“ LI 1906 Nr. 31 S. 330 f. (Dr. Gustav Schirmer); leider blieben ungedruckt die schönen Worte, die Herr Rektor Dr. S. Stadler am Grab gehalten und die namentlich den vorzüglichsten Lehrer Josephy bestrafen. — „Helena“ wurde u. a. günstig besprochen von J. B. Widmann im Sonntagsblatt des „Bund“ vom 6. Juni 1897, vom Schreiber dieser Zeilen in „N. Winterth. Tagbl.“ vom 8. Mai 1897, desgleichen „Der Anarchist“ in der „N. B. B.“ vom 24. Dez. 1900 und von Dr. Rud. Hunziker im „N. Winterth. Tagbl.“ vom 4. Jan. 1901 u. s. w.

Gedichte von Othmar Widmer.

Mein Schritt halst leise...

Mein Schritt halst leise auf verträumten Wegen,
Um meine Stirne fliegt ein Falter schen,
Ich hör' den Wind sich in den Blättern regen,
Die Grillen hör' ich singen fern im Heu —

Und eine Sehnsucht packt mich nach dem Leben,
Nach Tanz und Torheit — und wird nimmer still —
Ich habe noch so viel, so viel zu geben
Und weiß doch niemand, der die Gabe will...

Junitage.

Das sind die stillsten Tage,
Wenn Fliederduft zitternd verfliegt
Und unterm Schlehdornhage
Ein Meer von Blüten liegt —

Wenn schlaftrige Junitinwinde
Sich wiegen in Duft und Glut,
Im Schatten der blühenden Linde
Ein träumender Spielmann ruht.